**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 28 (1938)

Heft: 7

Artikel: Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der

Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts

Autor: R.L.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-636053

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jedenfalls mußte er ihr dafür danken, daß sie den Knaben Heinrich so großherzig aus der Armut und Berderbnis der Schusterstube in ihre lichte Welt hineingezogen hatte. Auch seinem Freund Zeusler. Ohne ihn hätte Tilla Scheck nie um den Jungen ersahren.

Schon in den nächsten Tagen reifte er nach Villingen.

Ein linder Sommerabend fiel mit roten Tönen in die dunkeln Tannen. Da schritt neben ihm in Natürlichkeit Frau Tilla, die liebliche Schwarzwälderin mit den strahlenden, blauen Augen, der Schillernase und dem Aehrengewind der dunkelblonden Jöpse. Ihr Ausdruck war wohl gereister, aber ihr Wesen so frisch und unmittelbar wie in Santa Maria, ihre Stimme von jenem Bohlklang, der von selber an irgend ein schönes Lied erinnerte.

Die Racht froch zwischen den Stämmen des Forstes hervor. Und die beiden einsamen Menschen sprachen noch von Doia.

Da legte Heinrich seinen Arm in den seiner Begleiterin. "Berehrte, liebe Frau Tilla", sagte er, "was habe ich um Doia gelitten! Es gibt aber einen Herzenszauber, der stärker ist als die Bunden der Fremde — Heimat! — Du sei meine Heimat, Tilla!" —

Sie neigte das Haupt, und fester legte sich ihr Arm in den seinen. Sie waren vor Glück so still, daß sie den leisen Nachtwind in den Wipfeln flüstern hörten und wie die dürren Zweiglein unter den Füßen der Rebe brachen — Laute der Heimat! —

• • •

Zwei Jahre später, als kaum die Pfirsichskauden an den Hängen von Stuttgart ihre Blüten flammen ließen, unternahm Heinrich Landsiedel seine Romfahrt, die echte Romfahrt des deutschen Gelehrten.

Frau Tilla mußte daheim bleiben; sie stillte den ersten Bruder des kleinen Heinrich.

Landsiedel gehörte nicht unter diejenigen, die gähnend oder schlafend durch den Gotthard fahren. Obwohl es um Mitternacht geschah, maren seine Sinne hellmach. Er dachte an die verlore= nen Augen des Mineurs Bermi, an Kaufmanns Kat: "Werden Sie kein alter Junggeselle", und besonders lieb an seinen Freund Bater Placidus, mit dem er einmal in den Tunnel gewandert war. Als der Zug an Airolo vorüberbrauste, stellte er sich unter das Fenfter und ließ sich den Nachtwind durch die Haare fahren. Nicht lang und er sab aus dem Tal hinauf nach Altanca, das im schwachen Mondschein auf dem Berggesimse lag. Dort träumte der Sindaco in Frieden; außer seinem Grab aber mar mohl jede Spur der Menschen vermischt, die auf der Bobe einander geliebt und miteinander gelitten hatten. Nicht einmal Testa war mehr im Land; er hatte das Hotel am Gee verkauft und sich in Laormina einer neuen Unternehmung zugewendet. Und Grimelli? — Der hatte wohl seine Zuchthausstrafe bald herum. Wenn er wollte, konnte er seinen Weg leicht wiederfinden. Doia hatte ja in ihrer letten Not noch für ihn gesorgt.

Und fie? - Gräber und Rlöfter sprechen nicht! - -

Como! Die rötliche Morgensonne, die auf der Stadt lag, schwerzte Heinrich; er schloß die Augen; ihm war, er höre aus entlegensten Weiten den weiblichen Chorgesang eines Requiems; eine junge Nonne in weißem Kleid werde hinabgesenkt in die Gruft.

Gottlob, der schwerste Ort der Romsahrt lag hinter ihm. Es ging ihm ein Gedicht durch die Seele. Was ist alles Leben mehr als ein Traum? Und wer ihn nicht zu hart träumt, der soll gegen die andern edel sein, jeder sich der unsichtbaren Macht neigen, gegenüber deren Wesen und Geheimnis alle Religionsformen nur Stammellaute unmündiger Kinder sind! Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts.

Sechzig Jahre sind es her, seitdem ich mit meinem Vater aus dem Auslande (England) nach Bern übersiedelte. Die Stadt zählte zu jener Zeit bloß wenig mehr als 40,000 Einwohner und es war denn auch deren Ausdehnung eine weit bescheidenere, als heutzutage. Da damals die beiden Hochbrücken, die Kirchenseld- und Kornhausbrücke, noch sehlten und auch die Fertigstellung der großen Rydeckbrücke erst 33 Jahre zurücklag, so waren die jenseits der Aare gelegenen Teile der nächsten Umgebung der eigentlichen Stadt (Altenberg, Rabbental, Spitalacker, Obstberg, Gryphenhübeli, Kirchenseld und Dalmazi) entweder nur schwach, d. h. meist mit einzelstehenden Landhäusern, oder dann überhaupt noch gar nicht überbaut.

Einzig im heutigen Lorrainequartier, das seinen Namen dem s. It. zuhinterst an der jetigen Lorrainestraße gelegenen, ursprünglich "im kleinen Wyler" genannten, dann aber im Jahre 1705 vom damaligen Besitzer in "Lorraine" (Lothringen) umgetausten Gut verdankt, hatte sich seit der Bollendung der Eisenbahn- und Fahrbrücke, d. h. also vom Jahre 1858 an, eine rege Bautätigkeit entsaltet.

So stand beispielsweise auf dem ganzen großen, bis zum Dählhölzli sich hinziehenden Kirchenfeld an Gebäulichkeiten damals einzig eine große Scheune mit einem sog. Dreschgöpel.

Im sog. Dalmazi bestanden zu jener Zeit an Gebäuden von der Dalmazibrücke an flußauswärts bloß: eine große Sägerei (auf dem Areal der nunmehrigen Automobilwerkstätte) mit Wohnhaus; das frühere, Witte der Achtzigerjahre abgebrannte Fabrikgebäude der immer noch bestehenden Brennereiund Likörfabrik Demme und Krebs; dann zuoberst am sog. Dalmazirain ein zu jener Zeit noch nicht lange stehendes Wehrfamilienhaus; diesem über die Straße direkt gegenüberliegend ein größeres, ansangs der Achtzigerjahre ebenfalls dem Feuer zum Opfer gesallenes Bauernhaus und weiter hinten das sog. "Kömergut", welches zum Betriebe einer von den Stadtbernern sleißig besuchten Sommerwirtschaft diente.

Daß diese Userstrecke, von der Brücke auswärts bis zum sog. Anechteninseli, zu ihrer nichtbernischen und überhaupt unschweizerischen topographischen Bezeichnung "Dalmazi" gekommen ist, liegt darin begründet, daß in der ersten Hälste des 17. Jahrhunderts ein Berner, der in venetianischen Diensten in Dalmatien gestanden hatte, nach seiner Heinem dem Marzili gegenüberliegenden Gute den Namen "Dalmatien" gegeben hatte. Diese Bezeichnung wurde dann im neunzehnten Jahrhundert zu "Dalmazi" abgefürzt. Ein Beweis hiefür ist der Umstand, daß im Jahre 1652 versügt wurde, die Schießübungen mit den Kanonen müßten von der Kleinen Schanze aus gegen "Dalmatien" abgehalten werden.

Mit der schon vor dem Jahre 1300 geläufigen topographischen Benennung des "Marzili" hat es übrigens eine ganz ähnliche Bewandtnis. Das jezige Marzili wurde früher als Marsili oder Marsilie bezeichnet und ist dem Namen nach identisch mit dem mittelhochdeutschen Marsilie — Marseille.

Das Borkommen dieser topographischen Bezeichnung dürste (ähnlich wie es bei der Lorraine und dem Dalmazi gegangen ist) seinen Grund wohl darin haben, daß eine Berson, welche zum damaligen Marseille in irgend einer Beziehung stand, nach Bern kam, dort unten an der Nare ein Landgut besaß und nun diesem den Namen "Marsilie" gab, welch letzterer in der Folge zur topographischen Bezeichnung des ganzen Quartiers, bezw. des ganzen dortigen sog. "Drittels" wurde.

Im Jahre 1877 fanden mein Bater und ich in dem weiter oben erwähnten, zu oberst am Dalmazirain noch heute stehenden Mehrsamilienhaus bei einem schon zu jener Zeit und dann noch lange Jahre hindurch bekannten und namentlich in der bernischen Sängerwelt geschätzten Pädagogen L., Bruder meines Baters, gastfreundliche Ausnahme für die Zeit eines Jahres,

nach dessen Ablauf die übrige, vorläufig im Ausland (England) belassene Familie nachkommen sollte.

So bildete denn das Dalmazi mit seinem langgestreckten Aareuser und dem darüber liegenden Kirchenseld den Tummelplat für mich und meine damals ebenfalls dort drüben hausenden, ungefähr gleichaltrigen Spielkameraden im ersten Jahre nach meiner Wohnsignahme in Bern.

Wie mir noch gut erinnerlich ist, war in der ersten Zeit die Ubwicklung des Berkehrs zwischen mir und meinen Gespielen mit etwelchen Schwierigkeiten verbunden; denn ich junger Britischschweizer konnte noch nicht Deutsch, meinen Kameraden aber, war, anstatt des richtigen Englisch, nur das sog. Wattenenglisch geläusig, mit dem wir nicht "3'Schlag" kamen, wie es auf Bernbeutsch heißt.

Wie oft sind wir in der Sägerei oder "Sagi" auf den zu Brettern zu schneidenden Baumstämmen oder "Trämeln" unerlaubterweise mitgeritten bis in die Nähe des dräuenden, durch das Wasser des vom Knechteninseli herfommenden Fabristanals in Bewegung gesetzten Sägeblattes. Wie oft an schönen Spätsommers oder Herbsttagen haben wir in der Tenne der mitten auf dem Kirchenfeld stehenden Scheune, auf dem sog. "Göpel", wie in einem Karussel sitzend, ringsumsahren dürfen.

Das große Ereignis für uns Buben war aber der große "Heuet" auf dem Kirchenfeld, zu welchem eine größere Anzahl Strafgefangene (Schallenwerker) unter Aufsicht eines mit einer Doppelflinte bewehrten Aufsehers anrückten.

Es ist mir noch in bester Erinnerung, wie wir uns dann in der Inünipause im Kreise dieser Aushilfsheuer, worunter sich wohl kaum Schwerverbrecher befunden haben dürsten, lagerten und gemeinsam mit ihnen am dargereichten Imbis gütlich taten.

Im darauffolgenden Jahre 1878 bezogen mein Vater und ich mit unseren inzwischen nachgekommenen übrigen Familiengliedern eine Wohnung auf der andern Seite der Aare in dem damals noch nicht lange stehenden, "Marzilihof" genannten, Häuserblock.

Dieser letztere, sowie die in der Nähe liegenden weiteren Bohnhäuser waren zumeist mit ziemlich kinderreichen Familien "belegt". Es gebrach dem Warziliquartier in jener Zeit denn auch nicht an "Betrieb" aller Art, der jedoch nicht durchwegs den Beisall der respektiven Eltern fand.

Direkt vor dem Marzilihof lag die sog. Floßländte; hier legten die vom Oberland die Aare hinunterkommenden, für den Blat Bern bestimmten Floße an, um allda auseinandergenommen und stamm= und trämesweise auf der Ländte aufgestapest zu werden.

Wie würzig war im Sommer jeweilen der Harzgeruch diefer zu Fall gekommenen Riefen des Bergwaldes, auf denen wir Kinder munter herumturnten und, soweit die Hände und die Kleider in Frage standen, kein "fleckenloses" Dasein führten.

Die Kinder der Bewohner des Matte-Quartiers hatten zufolge eines stillschweigenden Uebereinsommens mit den Floßbolzhändlern oder was weiß ich, die Erlaubnis, sich mit Hammer und Weißel (die Sichel hätte in diesem Falle nichts getaugt) bewehrt auf der Ländte einzusinden und die dort aufgestapelten Stämme ihrer Kinde zu berauben, um diese alsdann als Brennmaterial heimzunehmen.

Es sei hier daran erinnert, daß im damaligen Bern bis weit in die Achtzigerjahre hinein die Buben der verschiedenen Stadtschulen und der verschiedenen Stadtsquartiere sich gegen einander immer mehr oder weniger auf dem Kriegssuß befanden. So denn auch die Marzilibuben und die auf der Ländte sich an den Trämeln nüßlich machenden "Mattegiele", und manch ein Held verzog sich in jenen bewegten Tagen heulend nach Hause zu Muttern, um sich den etwas zu Schaden gekommenen "Boli" (Kopf) pslegen und verbinden zu lassen.

Diesem ewigen Kriegszustand war es denn auch zuzuschreiben, daß, wenn sich Knaben anderer Quartiere und Stadtteile nach der Watte begeben mußten, um dort das nötige Laubsägeholz zu holen, welches, glaube ich, damals nur dort bei Bater Bischhausen erhältlich war, sie sich immer zu kleinen Trupps zusammentun mußten, um sich aus der Watte möglichst heil wieder heimzusinden. Diese "Handelserpeditionen" nach der Watte gingen denn auch nie ohne ein lebhastes Geplänkel ab und fanden immer nur unter Küdzugsdedung statt.

Wie der Jungmannschaft der Matte, so wurde auch den Marzilibuben das Wasser der Aare zum zweiten Lebenselement. Lag doch das alte sog. "Bubenseeli" direkt oberhalb der Ländte. Freisich handelte es sich zu jener Zeit um eine gar primitive Badanstalt, in welcher die Kleider und Unterkleider entweder, soweit Plat vorhanden war, auf die roh gezimmerten und von Regen und Sonne hart hergenommenen Bänke abgelegt oder dann an die Weidenbäume und Zäune gehängt werden mußten.

Das damalige Bubenseeli erstreckte sich flusabwärts nur etwa bis zum heutigen untersten Brückhen der derzeitigen Badanstalt, wo ein großer Rechen mit Laussteg den Flusarm absichloß. Immerhin wurde schon damals beim Schulbaden von der ältern Garde auch in der offenen Aare geschwommen und sogar vom Geländer der im Lause der Siedzigerjahre erstellten Dalmazibrücke aus Kopfsprünge geübt.

Direkt gegenüber der Ländte im Dalmazi befand sich der noch jeht bestehende, von der Firma Lüchinger zum Einlagern von Ciern henutte, weit in die Wosassechicht hineinreichende Keller.

Ueber dem Keller befand sich zu jener Zeit eine natürliche Felsterrasse, die je einmal im Jahre einem patriotischen Zwecke zu dienen hatte.

Damals wurde nämlich in Bern nicht etwa der 1. August geseiert, sondern der 25. Juli (der Jakobstag), an welchem Tage im Jahre 1712 im zweiten Billmergerfriege die Berner über die Truppen der katholischen Orte den Sieg davongetragen batten. Auf diesen Tag hin zog die Jungmannschaft des Marzili gemeinsam aus, bettelte bei den Quartierbewohnern Geld und Brennmaterial zusammen, schichtete letzteres auf der erwähnten Terrasse hoch auf, um es dann am bewußten Tage zur patriotischen Erhebung in Feuer aufgehen zu lassen; bei gleicher Gelegenheit wurde dann jeweisen auch das aus dem zusammengebettelten Gelde erstandene Feuerwerf abgebrannt.

Daß es auch zu jener Zeit auf dem Schulwege nicht ohne Schabernack aller Art abging, braucht nicht erst gesagt zu werben. Die alten verwitterten, der heißen Sonne ausgesetzten Sandsteinmauern am Münzrain, die zum damals noch stehenden Inselspital hinanstrebten, waren ein eigentliches Dorado für das grünschillernde Eidechsenvolk, auf welches männiglich Jagd machte und das man in gesochten Kartonschachteln (nicht gerade zur Freude der Eltern) als Beute nach Hause brachte.

Oder dann verspätete man sich auf dem Wege zu und von der Schuse bei der alten Münze, wo man voller Interesse durch die Eisengitter zuschauen konnte, wie die schweizerischen Münzen aller Art entstanden und gleißend den Maschinen entströmten.

Ein fünstlerischer Hochgenuß war es auch für uns Buben, wenn wir ab und zu an schönen Sommerabenden unter Obhut von Vater oder Mutter auf die Bundesterrasse hinauspilgern dursten, um dort, auf dem Mäuerchen sigend, dem Abendkonzert des damals mengenmäßig noch ziemlich bescheidenen Stadtsorchesters im Garten des alten Kasinos zu lauschen.

Alles tempi paffati, an die man aber, je weiter man in die Jahre kommt, mit einer gehörigen Dosis Wehmut zurückbenkt, auch wenn das jezige Bern der Jungmannschaft in mancherlei Hinsicht selbstverständlich viel mehr zu bieten vermag.

R. L.